

für verfrüht. Daß auch die Auswirkung der wirtschaftlichen Lage auf das Wahlverhalten nicht so direkt ist, wie dies in Politik und Presse oft vermutet wird, zeigt anschließend Wolfgang Gibowski anhand von Daten der Forschungsgruppe Wahlen. „Des Kirchturms langer Schatten“ nennt Gerd Mielke seinen Beitrag zum immer noch anhaltenden Einfluß von Religion und Konfession auf das Wahlverhalten. Die Bedeutung der amtlichen repräsentativen Wahlstatistik für die Wahlforschung beleuchtet Ulrich Eith in seiner Untersuchung zum alters- und geschlechtsspezifischen Wahlverhalten. Er betont, daß die amtliche Wahlstatistik zwar „verlässliche Eckdaten einer Wahlentscheidung“ liefere, die jedoch in komplexere Erklärungsmuster einzufügen seien. Ferdinand Müller-Rommel und Thomas Pongtke weisen in ihrer Analyse über „Lebensstile und Wahlverhalten“ auf das ihrer Ansicht nach bislang ein wenig unterschätzte Potential einer qualitativ ausgerichteten Wahlforschung hin. Die Rolle lokaler politischer Traditionen betont Horst Glück in seiner Untersuchung der Ursachen des untypisch geringen Anteils von SPD-Wählern in württembergischen Gebieten. Matthias Jung versucht in seiner Analyse von Daten der Forschungsgruppe Wahlen, das Potential der Wechselwähler abzuschätzen. Michael Eilfort relativiert Vorstellungen über Nichtwähler, die nicht unbedingt der Demokratie schaden würden. Schließlich fragt Klaus Erdmenger nach den Ursachen für die Wahl der Republikaner.

Obwohl das Buch 1991 erschien, scheinen einige Beiträge noch vor der Bundestagswahl 1990 abgeschlossen worden zu sein. Dies muß kein Nachteil sein. Wenn aber etwa Matthias Jung darauf hinweist, daß sich die Datenbasis für die Analyse von Wechselwählern durch die Wahltagbefragung zur Bundestagswahl 1990 der Forschungsgruppe Wahlen deutlich verbessert (221), wäre es doch wünschenswert gewesen, wenn er diese Daten noch in seinem Beitrag hätte berücksichtigen können. Für durchaus positiv halte ich es dagegen, daß dem aufmerksamen Leser sicher nicht entgehen wird, daß die verschiedenen Autoren durchaus differierende Auffassungen vertreten. In einigen Beiträgen wird auch explizit auf kontroverse Positionen hingewiesen.

Insgesamt gesehen bietet das Buch einen recht umfassenden Überblick über die Wahlforschung der Bundesrepublik. Ich vermissе allerdings Analysen zur Bedeutung der Me-

dien und der Wahlkämpfe auf das Wahlverhalten. Wenn auch der oben erwähnte Anspruch als Grundlagenband zur Wahlforschung ein wenig übertrieben erscheint, bietet das sehr preiswerte Taschenbuch *Wahlverhalten* meiner Ansicht nach doch eine gute Einführung in die empirische Wahlforschung.

Steffen M. Kühnel

GESCHICHTE DER SOZIOLOGIE

Hermann Korte: Einführung in die Geschichte der Soziologie (= Einführungskurs Soziologie, hg. v. Hermann Korte und Bernhard Schäfers, Bd. II), 2. Auflage. Opladen: Leske + Budrich 1993, 216 Seiten. ISBN: 3-8252-8064-0. Preis: DM 29,80.

Hermann Kortes erstmals 1992 erschienene und nun bereits in zweiter unveränderter Auflage vorliegende Einführung in die Geschichte der Soziologie stellt den zweiten Band eines von ihm selbst und Bernhard Schäfers herausgegebenen vierbändigen Einführungskurses in die Soziologie dar, der inzwischen vollständig erschienen ist. Neben den „Hauptbegriffen der Soziologie“, den „Soziologischen Theorien der Gegenwart“ und den „Praxisfeldern der Soziologie“ hat der vorliegende Band dabei die Aufgabe einer dogmengeschichtlichen Einführung in die Soziologie im Rahmen dieser an sich sehr verdienstvollen Gesamtreihe übernommen. Wie hat Korte diese sich selbst gestellte Aufgabe gelöst?

Von den verschiedenen Möglichkeiten, eine Einführung in die Geschichte der Soziologie zu schreiben, hat sich Korte für die bewährte Methode einer an den unbestrittenen Klassikern des Fachs orientierten Darstellung entschieden. Ausgehend von „vier Grundfragen“ und „drei Grundentscheidungen“ (14f.) läßt Korte diese Geschichte mit den französischen Physiokraten beginnen (18ff.), behandelt dann mit Comte, Spencer und Marx die Heroen der Gesellschaftslehre des 19. Jahrhunderts (45-64), um nach einer kurzen Erörterung von Durkheims „moralischen Variante der frühen Soziologie“ (64ff.) sich fortan schwerpunktmäßig mit der deutschen Tradition der Soziologie zu befassen. Ausführlich dargestellt werden in diesem Zusammenhang insbesondere die „Gründungsväter“ Tönnies, Simmel und

Max Weber (77-117), die „Deutsche Soziologie zwischen 1918 und 1933 in Köln, Heidelberg und Leipzig“, d.h. vor allem Leopold von Wiese, Alfred Weber, Karl Mannheim und Hans Freyer (119-135), die „Kritische Theorie der Frankfurter Schule“ (135-154), die Zivilisationstheorie von Norbert Elias (155-171) sowie – nach einem kurzen Abstecher in die nordamerikanische Soziologie, bei dem insbesondere die wirkungsgeschichtliche Bedeutung der Systemtheorie von Talcott Parsons herausgearbeitet wird (173-190) – der Neubeginn der Soziologie in Deutschland nach 1945 bis hin zur Zeit der Studentenbewegung von 1968, wobei zentrale Veröffentlichungen von Helmut Schelsky, Ralf Dahrendorf, Jürgen Habermas und Herbert Marcuse behandelt werden (191ff.). Gemessen an der von Dirk Käsler edierten zweibändigen Darstellung der „Klassiker des soziologischen Denkens“ aus den Jahren 1976-1978 werden von Korte also weder Vilfredo Pareto, Robert Michels, George Herbert Mead noch Max Scheler, Alfred Schütz und Theodor Geiger behandelt, was zumindest begründungsbedürftig ist. Auch läßt sich die völlige Ignorierung der Geschichte der interpretativen Soziologie – d.h. im wesentlichen der Tradition des symbolischen Interaktionismus und der phänomenologischen Soziologie, die im Rahmen dieses vierbändigen Einführungskurses allerdings ersatzweise in dem von Annette Treibel verfaßten Band „Soziologische Theorien der Gegenwart“ behandelt wird (vgl. Treibel 1993: 107ff.) – wohl kaum mit Kortes Bevorzugung der deutschen Tradition der Soziologie begründen, die ohnedies gemessen an der wirkungsgeschichtlichen Bedeutung der britischen, französischen, italienischen und nordamerikanischen Soziologie doch etwas stärker zu rechtfertigen wäre als dies bei Korte der Fall ist.

Weitere Einwände bzw. Fragezeichen sind gegenüber dem vorliegenden Band anzubringen, welche neben seiner Selektivität auch zentrale Prämissen und Bewertungen der skizzierten Soziologiegeschichte betreffen. Zeichnen sich unsere „Klassiker“ tatsächlich eher durch eine Fähigkeit zur Synthese als durch das „Hinzufügen eigener Gedanken“ aus (26)? Wer hat denn dann überhaupt noch „eigene Gedanken“ gehabt? Warum waren eigentlich „etwa vom 17. Jahrhundert an bis in das 19. Jahrhundert hinein ... der Verlauf der Geschichte und die Entwicklung der Gesellschaftstheorie miteinander verflochten“ und

warum nicht auch vorher und nachher (27)? Und warum schreibt dann Korte auch noch in bezug auf das 20. Jahrhundert im wesentlichen eine „Personengeschichte“, wenn er deren methodische Berechtigung doch im wesentlichen aus dieser engen, angeblich epochenspezifischen und insofern zeitlich beschränkten Verflochtenheit zwischen dem historischen Prozeß und der Entwicklung der Gesellschaftstheorie ableitet? War Durkheim tatsächlich der „erste Fachwissenschaftler“ innerhalb der Geschichte der Soziologie, nicht aber gleichberechtigt neben ihm z.B. auch Georg Simmel (64)? Und konnte Durkheim tatsächlich „keine eigentliche Schule begründen“ (73), obgleich gerade „le groupe durkheimien“ bzw. „les durkheimiens“ immer wieder innerhalb der Wissenschaftsgeschichtsschreibung geradezu als ein Paradebeispiel für eine solche Schulengründung angesehen worden sind? Konnte sich die Soziologie in Deutschland tatsächlich vergleichsweise erst „spät“ als Wissenschaft etablieren (78ff.)? Und wo war dies prinzipiell anders? Wird am Beispiel der Rezeptionsgeschichte von Tönnies' Buch „Gemeinschaft und Gesellschaft“ tatsächlich deutlich, daß die Soziologie generell nur schwer eine politische „Vereinnahmung“ ihres Werks verhindern können (83)? Trifft dies z.B. auch für die entsprechenden Arbeiten von Simmel, Max Weber, Norbert Elias, Karl Mannheim und Niklas Luhmann zu? Bleibt bei Simmel die Soziologie tatsächlich immer zugleich „eine Form von Philosophie“ (90)? Warum hat er dann seine „formale Soziologie“ ausdrücklich von einer erkenntnistheoretischen Betrachtung im engeren Sinn und einer umfassenden „Metaphysik des Sozialen“ bzw. „Sozialphilosophie“ unterschieden? Gehörte Simmel anders als Tönnies tatsächlich nicht zum „Establishment der frühen deutschen Soziologie“ (94)? Und wenn nein, seit wann existierte eigentlich ein solches „Establishment“? Besaß Max Weber wirklich „günstigere Startchancen“ bei der „Durchsetzung des Faches Soziologie“ (96)? Oder wird hier nicht die steile berufliche Karriere eines Juristen und Nationalökonom mit der Etablierung des Faches Soziologie als einer akademischen Disziplin verwechselt? Und ist „Wirtschaft und Gesellschaft“ tatsächlich Webers „opus magnum“ (109)? Zumindest hätte es an dieser Stelle eines ausdrücklichen Hinweises darauf bedurft, daß diese traditionelle Einschätzung innerhalb unseres Faches inzwischen keinesfalls mehr unumstritten ist.

Einige Korrekturvorschläge seien abschließend für eine zukünftige Neuauflage dieses unter rein didaktischen Gesichtspunkten vorbildlich konzipierten Einführungswerkes in die Geschichte der Soziologie empfohlen, welche sich nicht auf kontroverse interpretatorische Bewertungen, sondern auf intersubjektiv überprüfbare Tatsachenfeststellungen beziehen: Das zentrale Thema der Doktorarbeit von Marx war nicht die Auseinandersetzung mit dem Hegelschen Idealismus, sondern mit der antiken griechischen Naturphilosophie (43). Der erste deutsche Soziologentag fand nicht 1911, sondern bereits 1910 statt – und zwar in Frankfurt am Main (64). Zusammen mit Max Weber gab es seit 1904 nicht zwei, sondern drei Herausgeber des „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ – nämlich Max Weber selbst, Werner Sombart und Edgar Jaffé (100). Max Weber machte die Annahme seiner Berufung nach München sehr wohl davon abhängig, auch Vorlesungen im Bereich der Soziologie und Staatslehre halten zu dürfen, was er dann ja bekanntlich auch tat (101). Karl Mannheims Aufsatz über „Das konservative Denken“ erschien nicht 1972, sondern erstmals 1927 in dem bereits erwähnten „Archiv“ (133). Und außer Karl Mannheim selbst hatte sehr wohl auch noch ein anderer einflußreicher „der in Lektion VII behandelten Soziologen einen Zugang zum wissenschaftlichen Marxismus“ (138): nämlich der – allerdings nicht in links-, sondern in rechtshegelianischer Tradition stehende – Leipziger Soziologe Hans Freyer!

Klaus Lichtblau

*

Jürgen Schriewer, Edwin Keiner und Christophe Charle (Hg.): Sozialer Raum und akademische Kulturen/A la recherche de l'espace universitaire européen. Studien zur Europäischen Hochschul- und Wissenschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert/Etudes sur l'enseignement supérieur aux XIXe et XXe siècles. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 1993. 470 Seiten. ISBN: 3-631-43566-5. Preis: DM 108,-.

Hervorgegangen aus den Symposien der 1987 am Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS) in Paris konstituierten „Internationale(n) Arbeitsgruppe zur Geschichte der europäischen Universitäten“ präsentiert der

Sammelband eine Auswahl von zwölf deutsch- und französischsprachigen Beiträgen aus größeren, z.T. noch laufenden Forschungsprojekten zur vergleichenden Geschichte des Rollenverständnisses und der Karrieremuster von Hochschullehrern, fachtypischer Strukturen der Disziplinentwicklung sowie der politischen Steuerung und sozialen Eigendynamik von Studentenströmen.

Konzentriert auf Prozesse des 19. und 20. Jahrhunderts umfassen die Abhandlungen ein Themenspektrum, das von der Pariser Juristischen Fakultät über die spanischen Universitäten bis zum Vergleich der Binnenkonstitution der Erziehungswissenschaft in Frankreich und Deutschland oder den Rekrutierungsmustern ungarischer Studenten reicht. Im Unterschied ebenso zu den älteren institutionen- und geschichtlichen Untersuchungen wie zu den sozialgeschichtlichen Arbeiten seit den 1970er Jahren arbeiten die Autoren mehrheitlich mit prosopographischen Analyseverfahren. Sie zielen damit auf eine differenzierungstheoretisch gestützte interne Sozialgeschichte der Universitäten ab und eröffnen zugleich vielversprechende und auf der Basis von Kollektivbiographien methodisch abgesicherte Perspektiven für den europäischen Vergleich.

Mit den auf das 20. Jahrhundert bezogenen Beispielen des Rollenverständnisses der Pariser Rechtsprofessoren (Christoph Charle), der Karrierestrukturen der Gießener Professorenschaft (Peter Chroust), den Reformorientierungen der spanischen Hochschullehrer (Jean-Louis Guereña), schließlich der Karrierestrategien verschiedener Fraktionen des französischen CNRS (Jean-Christophe Bourquin) wird ein mit umfangreichen empirischen Daten dokumentiertes Bild freigelegt, das den gängigen Klischees eines einheitlichen Hochschullehrertyps nachdrücklich widerspricht. Vielmehr können mit der längsschnittlich untersuchten sozialen Differenzierung der verschiedenen Hochschullehrergruppen einhergehende hochschul- und statuspolitische Strategien nachgewiesen werden, die sich stark an außeruniversitären Impulsen und internationalen Modellen der Universitätsreform orientieren. Wie die Beiträge von Jonathan Harwood und Fritz K. Ringer darüber hinaus detailliert zeigen, korrelieren sogar Theoriestile deutscher Naturwissenschaftler bzw. Wissenschaftskonzepte der „Orthodoxen“ und der „Reformer“ in der französischen Diskussion zu Beginn des 20. Jahrhunderts hochgradig